

MIKA  
WALTARI



MINUTUS DER RÖMER



KUEBLER VERLAG

Mika Waltari

Minutus der Römer

Kuebler Verlag

## DER AUTOR

Mika Waltari (1908–1979) gehörte zu den produktivsten finnischen Autoren des 20. Jahrhunderts. Er ist in seiner finnischen Heimat nach wie vor äußerst populär und hat dort den Status eines modernen Klassikers. Sein Werk umfasst rund hundert Titel, darunter Romane, Erzählungen, Theaterstücke, Reiseberichte, Drehbücher und Hörspiele. Im Ausland wurde er besonders durch seine historischen Romane bekannt, denen oftmals der Sprung auf die Bestsellerlisten gelang (*Sinuhe der Ägypter*, *Michael der Finne*, *Michael el-Hakim*, *Johannes Angelos*, *Turms der Unsterbliche*, *Minutus der Römer* und andere). Sie zeichnen sich sämtlich durch sorgfältige Recherche aus und schildern auf packende Weise menschliche Schicksale in verschiedenen Epochen.

## DER ROMAN

Protagonist des Romans ist Minutus Lausus Manilianus, der in seinen Erinnerungen von seinem Leben berichtet. Als Halbweise in Antiochia aufgewachsen, übersiedelt er in jungendlichem Alter zusammen mit seinem Vater nach Rom. Dort freundet er sich mit dem nur wenig jüngeren Lucius an, dem späteren Kaiser Nero, unter dessen Herrschaft er die übliche Ämterlaufbahn durchläuft und in Rom Karriere macht. Dabei gerät Minutus in engen Kontakt mit den ersten Christen, die sich gerade von einer jüdischen Sekte zu einer eigenständigen Religionsgemeinschaft entwickeln. Er erlebt das Zerwürfnis zwischen Neros machthungriger Mutter Agrippina und ihrem Sohn und wird Zeuge der ersten Christenverfolgungen unter Kaiser Nero nach der großen Feuersbrunst von Rom sowie der Wirren nach Neros Tod. Unter dessen Nachfolger Vespasian spielt Minutus eine wichtige Rolle bei der Eroberung Jerusalems. Außerdem wird sein Lebensweg von

verschiedenen Frauen aus dem römischen Adel geprägt. Seine Ehen und Liebesaffären verstricken Minutus in allerlei politische Intrigen, die sich verhängnisvoll für ihn auswirken können ...

## DER HERAUSGEBER

Die Reihe *Mika Waltaris historische Romane*, in deren Rahmen *Minutus der Römer* erscheint, wird von Andreas Ludden betreut und herausgegeben. Der Herausgeber, der diese Romane auch teilweise neu übersetzt hat, gilt als Kenner der Werke Waltaris und lehrt Finnisch am Baltischen Institut der Universität Münster

MIKA WALTARI

# MINUTUS DER RÖMER

oder:

Die Feinde der Menschheit

Historischer Roman

Ungekürzte Übersetzung aus dem Finnischen

von Andreas Ludden Andreas Ludden



**KUEBLER VERLAG**

Mehr Informationen: [www.kueblerverlag.de](http://www.kueblerverlag.de)

Impressum

Copyright der deutschen Übersetzung © 2016 by  
Kuebler Verlag, Lampertheim

© The Estate of Mika Waltari and WSOY, Helsinki

Original title „Ihmiskunnan viholliset“

First published in Finnish by WSOY in 1964,

Helsinki, Finland

Übersetzt nach der im Jahre 2005 erschienenen  
14. Auflage, Verlag WSOY, Helsinki,

ISBN 951-20744-6.

Ungekürzte Übersetzung aus dem Finnischen von  
Andreas Ludden

Herausgeber der Reihe „Mika Waltari“: Andreas  
Ludden

Umschlaggestaltung: Daniela Hertel, Grafissimo!

Korrekturat: Cristoforo Schweeger

ISBN Buchausgabe: 978-3-86346-080-8

ISBN: Digitalbuch, **PDF 978-3-86346-306-9**

Die Übersetzung wurde gefördert von FILI – Finnish

Literature Exchange, Helsinki.





I.

Die Erinnerungen des römischen Senators  
Minutus Lausus Manilianus  
aus den Jahren 46 bis 79 n. Chr.

*Die Juden, die, von Chrestus angestachelt, immer wieder Unruhen verursachten, verbannte er aus Rom.*

Sueton: Kaiserbiographien. Claudius, Kapitel 25.

*Als junger Mann war er während der ersten fünf Jahre seiner Herrschaft war er so überragend und trug so viel zur Entwicklung Roms bei, dass Trajan des Öfteren zu Recht bemerkte, die Verdienste der übrigen Kaiser würden von den ersten fünf Jahren Neros in den Schatten gestellt.*

Aurelius Victor: Über die Kaiser, Kapitel 5.

# Erstes Buch

## ANTIOCHIA

Der Veteran Barbus rettete mir das Leben, als ich sieben Jahre alt war. Ich erinnere mich noch daran, wie ich meine Amme Sophronia hinters Licht führte, um an das Ufer des Orontes zu gelangen. Der rasch dahinströmende Fluss mit seinen vielen Strudeln reizte mich, und ich beugte mich über die Uferböschung, um die im Wasser aufsteigenden Blasen zu betrachten, die aussahen wie Ochsenaugen. Da kam Barbus zu mir und fragte freundlich: »Willst du schwimmen lernen, mein Junge?«

»Ja«, antwortete ich. Barbus blickte sich um, ergriff mich gleichzeitig am Nacken und an einem Bein und warf mich weit hinaus in den Strom. Da-

rauffhin ließ er ein lautes Geschrei ertönen, rief Hercules und den römischen Jupiter um Hilfe an, riss sich sein zerschlissenes Obergewand vom Leib und stürzte sich Hals über Kopf in die Fluten.

Angelockt von seinem Ruf, lief sogleich viel Volk zusammen. Alle sahen es und bezeugten einstimmig, dass mich Barbus unter Gefährdung seines eigenen Lebens aus dem Fluss rettete, ans Ufer trug und mich dort so lange schüttelte, bis ich all das Wasser, das ich geschluckt hatte, wieder ausspuckte. Als die kreischende und sich die Haare raufende Sophronia endlich zur Stelle war, hob mich Barbus auf seine starken Arme und trug mich bis nach Hause, obwohl ich mich wehrte und strampelte, denn sein schmutziges Hemd und sein nach Wein stinkender Atem waren mir zuwider.

Mein Vater konnte mich nicht sonderlich leiden, aber er bewirtete Barbus mit Wein und glaubte ihm seine Schilderung, ich sei an der Uferböschung ausgerutscht und ins Wasser gefallen. Ich

widersprach diesem Bericht nicht, denn ich hatte gelernt, im Beisein meines Vaters lieber mucksmäuschenstill zu bleiben. Im Gegenteil, ich hörte ganz gebannt zu, als Barbus mit einfachen Worten von seiner Legionärszeit erzählte, während der er nicht nur die Donau und den Rhein, sondern auch den Euphrat in voller Rüstung durchschwommen hatte. Auch mein Vater trank auf den Schrecken etwas Wein und ließ nicht unerwähnt, wie er in seiner Jugend, in der er eine rhodische Philosophenschule besuchte, aufgrund einer Wette von Rhodos zum Festland geschwommen war. Er und Barbus kamen zu dem festen Entschluss, dass ich endlich schwimmen lernen sollte. Mein Vater gab dem Veteranen auch neue Kleidung, sodass Barbus beim Umkleiden Gelegenheit hatte, uns seine zahlreichen Narben zu zeigen. Die schlimmsten trug er auf dem Rücken. Diese hatte er sich angeblich als Gefangener der Parther in Armenien zugezogen, die ihn gegeißelt hätten, um ihn danach gemäß römischer Sitte zu kreuzigen. Seine getreuen Kameraden aber hätten ihn im letzten

Augenblick durch einen Überraschungsangriff gerettet.

Danach blieb Barbus in unserem Haus und begann, meinen Vater als seinen Herrn zu bezeichnen. Er begleitete mich zur Schule und holte mich von dort wieder nach Hause ab, sofern er nicht allzu betrunken war. Vor allem aber erzog er mich zu einem Römer, denn er war tatsächlich in Rom geboren und aufgewachsen und hatte volle dreißig Jahre in der XV. Legion gedient. Darüber verschaffte sich mein Vater auch völlige Sicherheit, denn obgleich er oft ziemlich zerstreut und überhaupt ein in sich gekehrter Mensch war, war er doch nicht so dumm, etwa einen desertierten Legionär in sein Haus aufzunehmen.

Barbus lehrte mich nicht nur schwimmen, sondern auch reiten. Auf seine Anregung hin verschaffte mir mein Vater ein eigenes Pferd, damit mich, als ich vierzehn Jahre alt wurde, die Jungreiterschaft von Antiochia in ihre Reihen aufnehmen konnte. Zwar hatte Kaiser Gaius Caligula

den Namen meines Vaters eigenhändig aus dem Verzeichnis der römischen Ritter gestrichen, aber in Antiochia gereichte dies meinem Vater eher zur Ehre als zur Schande, denn man erinnerte sich dort noch gut, was für ein Tunichtgut Caligula schon als kleiner Junge gewesen war. Er wurde dann ja auch im Circus Maximus in Rom ermordet, nachdem er sein Lieblingspferd zum Senator ernennen wollte.

Damals hatte es mein Vater schon, wenn auch widerwillig, in Antiochia zu einigem Ansehen gebracht, sodass man ihn gerne zum Mitglied der Gesandtschaft gemacht hätte, die dem neuen Kaiser Claudius anlässlich seines Regierungsantritts die Glückwünsche unserer Stadt überbringen sollte. Dabei hätte er sicher auch seine Ritterwürde zurückerhalten. Doch mein Vater weigerte sich strikt, nach Rom zu reisen. Später erwies sich auch, dass es triftige Gründe für diese Weigerung gab. Er selbst aber sagte nur, er wünsche sich ein stilles und zurückgezogenes Leben, und es verlange ihn nicht wieder nach der Ritter-

würde.

Genauso beiläufig, wie Barbus in unser Haus gekommen war, wuchs auch das Vermögen meines Vaters. Er pflegte verbittert zu sagen, er habe kein Glück gehabt, denn an dem Tag, als ich geboren wurde, habe er die einzige Frau verloren, die er je wirklich geliebt hätte. Doch schon in Damaskus hatte er es sich zur Gewohnheit gemacht, am Todestag meiner Mutter auf den Markt zu gehen und einen Sklaven zu kaufen, der sich in elender Verfassung befand. Diesen behielt er für eine gewisse Zeit in seinem Hause und päppelte ihn auf, um ihm sodann die Freiheit zu schenken. Seinen Freigelassenen erlaubte er, den Namen Marcius – nicht aber Manilianus – zu tragen, und gab ihnen Geld, sodass jeder von ihnen in die Lage versetzt wurde, seinen erlernten Beruf auszuüben. So wurde einer seiner Freigelassenen der Seidenhändler Marcius, ein anderer der Fischer Marcius. Marcius der Friseur erwarb sich ein Vermögen, indem er Frauen mit künstlichem Haar nach der letzten Mode versorgte. Am reichsten



aber wurde Marcius der Bergmann, der meinen Vater dazu gebracht hatte, ihm ein aufgegebenes Kupferbergwerk in Kilikien zu kaufen.

Mein Vater bedauerte oft, es sei ihm nicht vergönnt, auch nur die kleinsten Werke der Barmherzigkeit zu tätigen, sodass ihm daraus weder Nutzen noch Ruhm entstehe. Dennoch ließ er so manchem seine Unterstützung zukommen, ob er es nun verdiente oder nicht, wobei er glaubte, als unbekannter Wohltäter im Hintergrund bleiben zu können. Dabei war er Fremden gegenüber weitaus freigebiger als mir, seinem eigenen Sohn.

Nachdem er sieben Jahre in Damaskus verbracht hatte, ließ er sich in Antiochia nieder und diente dort als der sprachkundige und ausgeglichene Mann, der er war, dem Prokonsul für eine gewisse Zeit als Ratgeber in jüdischen Angelegenheiten, in denen er sich auf seinen vielen Reisen in Judäa und Galiläa große Sachkenntnis erworben hatte. Da er von weichherziger und gutmütiger Natur war, sprach er sich stets für

Kompromisslösungen aus und verwarf härtere Maßnahmen. Auf diese Weise wurde er bei den Antiochenern recht beliebt. Er hatte zwar seine Ritterwürde verloren, aber trotzdem wählte man ihn nach gewisser Zeit in den Stadtrat, nicht etwa, weil er energisch und willensstark gewesen wäre, sondern weil jede Partei glaubte, er werde ihr noch nutzen können.

Als Caligula gefordert hatte, eine Statue, die ihn als Gott darstellte, im Tempel zu Jerusalem und in allen Synagogen in den Provinzen aufzustellen, war meinem Vater sogleich klar gewesen, dass eine solche Maßnahme bewaffnete Aufstände nach sich ziehen würde. Er riet den Juden, sich nicht auf nutzlose und Gegenreaktionen herausfordernde Proteste zu verlegen, sondern erst einmal Zeit zu gewinnen. So gaben die Juden von Antiochia dem römischen Senat zu verstehen, sie hätten eigentlich selbst wertvolle Statuen von Kaiser Gaius in Auftrag geben wollen, um sie in ihrer Synagoge aufzustellen, aber bei deren Anfertigung sei entweder ein Missgeschick passiert,

oder schlimme Vorzeichen hätten ihre frühzeitige Aufstellung verhindert. Als Kaiser Gaius dann ermordet wurde, errang mein Vater wegen seiner Weitsicht großen Ruhm. Ich glaube allerdings nicht, dass er von dem Mord im Voraus etwas gewusst hat; er wollte nur, wie es seine Art war, Unruhen unter den Juden verhindern, denn diese hätten den Handelsbeziehungen der Stadt sehr geschadet.

Aber mein Vater konnte auch starrsinnig sein. Als Mitglied des Stadtrates weigerte er sich strikt, Tierschauen und Gladiatorenkämpfe für das Volk auszurichten; nicht einmal zu Theateraufführungen ließ er sich bewegen. Auf den Rat seiner Freigelassenen hin ließ er allerdings in der Stadt eine Säulenhalle errichten, die seinen Namen trug. Die Läden, die sich dort etablierten, brachten ihm reichlich Mieteinkünfte ein, sodass ihm auch dieses Unternehmen nicht nur Ruhm, sondern dazu noch wirtschaftlichen Nutzen eintrug.

Die Freigelassenen meines Vaters konnten

nicht verstehen, warum er mich immer so unwirsch behandelte und wollte, dass ich mich mit seiner einfachen Lebensweise begnüge. Sie wetteiferten untereinander darin, mir Geld für meine Bedürfnisse zukommen zu lassen, schenkten mir schöne Kleider, ließen Sattel und Zaumzeug meines Pferdes prächtig schmücken und versuchten, so gut sie konnten, keinen von meinen Streichen meinem Vater zu Ohren kommen zu lassen. Jung und unverständig, wie ich war, mühte ich mich nach Kräften, mit den jungen Adeligen der Stadt in allem gleichzuziehen oder, besser noch, sie zu übertrumpfen. In ihrer Kurzsichtigkeit glaubten die Freigelassenen, dieses Verhalten würde ihre eigene Position stärken und meines Vaters Ruhm mehren.

Durch Barbus wurde meinem Vater klar, wie wichtig es für mich war, mir gute Lateinkenntnisse anzueignen. Das schlichte Legionärslatein, das Barbus sprach, brachte mich allerdings nicht viel weiter. Deshalb ließ mein Vater mich Vergil und die Geschichtsbücher des Titus Livius lesen.

Abends erzählte mir Barbus von den Hügeln Roms, von den Traditionen und Sehenswürdigkeiten der Stadt, von ihren Göttern und Feldherren, sodass in mir eine brennende Sehnsucht nach Rom entstand. War ich doch kein Syrer, sondern Römer durch Geburt, aus dem Geschlecht der Manlier und des Maecenas, wenngleich meine Mutter Griechin gewesen war. Natürlich wurde auch mein Studium des Griechischen nicht vernachlässigt. So war ich schon als Fünfzehnjähriger mit den Werken vieler Dichter vertraut. Zwei Jahre lang war der aus Rhodos stammende Timaios mein Lehrer. Mein Vater hatte ihn nach den Unruhen auf der Insel gekauft und hätte ihn dann auch freigelassen, doch Timaios hatte seine Freilassung erbittert abgelehnt, mit der Begründung, es bestehe kein wirklicher Unterschied zwischen einem Sklaven und einem Freien, vielmehr liege die Freiheit im Herzen eines jeden Menschen.

Dieser verbitterte Timaios machte mich nicht nur mit den griechischen Dichtern, sondern auch mit der stoischen Philosophie vertraut. Für mei-

ne Lateinstudien hatte er nichts übrig, denn seiner Meinung nach waren die Römer Barbaren. Er verachtete Rom auch deshalb, weil die Römer Rhodos seiner ererbten Freiheitsrechte beraubt hatten. Immerhin war seine Heimat, gestützt auf den hervorragenden Ruf ihrer Philosophenschulen, ein selbstständiger Staat gewesen, in dem keine Steuern erhoben wurden, bis die führenden Männer der Insel sich erdreistet hatten, ein paar römische Bürger zu kreuzigen, wodurch sie die Geduld des römischen Senats überforderten.

Viel gab ich allerdings nicht auf Timaios' Philosophie, denn er hielt sich selbst nicht daran, sondern war dem Genuss guten Essens nicht abgeneigt und schätzte sein bequemes Bett. Auch ging es ihm als Sklaven im Hause meines Vaters bestimmt besser, als wenn er sich seinen Lebensunterhalt als freischaffender Sophist in Rhodos hätte erwerben müssen. Ein inspirierender oder gar berühmter Philosoph war er jedenfalls nicht.

Ich gehörte zu einer Clique Antiochener Kna-

ben, die sich mit Reiterspielen zu vergnügen pflegten. Wir waren etwa ein Dutzend und wetteiferten untereinander mit gewagten Mutproben und ausgelassenen Streichen. Wir bildeten eine verschworene Gemeinschaft und brachten unter einem Baum Opfer dar. Als wir einmal von unseren Reitübungen heimkehrten, beschlossen wir, in vollem Galopp durch die Stadt zu jagen, wobei jeder von uns einen der Kränze rauben sollte, die über den Türen der Läden zu hängen pflegten. Ich selbst schnappte mir aus Versehen einen schwarzen Eichenlaubkranz von einer Tür, der anzeigte, dass es in dem Haus einen Todesfall zu betrauern gab. Dabei wollten wir eigentlich nur die Kaufleute ärgern. Ich hätte das als böses Vorzeichen nehmen sollen, und dennoch hängt ich, wenn auch im Herzen Furcht empfindend, diesen Kranz an unseren Opferbaum.

Jeder, der sich mit den Verhältnissen in Antiochia auskennt, wird sich vorstellen können, was für eine Empörung dieser Streich verursachte. Natürlich gelang es der Polizei nicht, uns zu fas-

sen. Trotzdem waren wir gezwungen, alles selbst zu gestehen, denn sonst wären alle bestraft worden, die sich an den Reiterspielen zu beteiligen pflegten. Wir kamen mit Geldstrafen davon, denn die Richter wollten unsere Eltern nicht bloßstellen. Danach begnügten wir uns damit, unser Unwesen außerhalb der Stadt zu treiben.

Eines Tages erblickten wir am Flussufer eine Gruppe von Mädchen, die irgendwelche geheimnisvollen Riten ausführten. Wir hielten sie für Bauernmädchen, und mir kam die Idee, dass wir sie entführen könnten, so wie die alten Römer die Sabinerinnen geraubt hatten. Ich erzählte meinen Eidbrüdern diese alte Legende, und sie waren davon ganz begeistert. So ritten wir zusammen ans Ufer, und jeder von uns riss das Mädchen, das ihm gerade am nächsten war, zu sich aufs Pferd hoch. Das war allerdings leichter gesagt als getan, denn es kostete uns viel Mühe, die sich heftig wehrenden und schreienden Mädchen vor uns auf dem Sattel festzuhalten. Ich wusste auch gar nicht, was ich mit meiner Gefangenen überhaupt anfangen



sollte, und so kitzelte ich sie, um sie zum Lachen zu bringen. Nachdem ich ihr, wie ich fand, hinreichend deutlich zu verstehen gegeben hatte, dass sie sich völlig in meiner Gewalt befand, ritt ich zurück und ließ sie wieder frei. Genauso machten es auch meine Kameraden. Die Mädchen bewarfen uns mit Steinen, als wir uns im Galopp von ihnen entfernten. Unterdessen überkamen uns böse Ahnungen, denn als ich meine Gefangene vor mir auf dem Sattel festhielt, hatte ich bemerkt, dass sie durchaus kein Bauernmädchen war.

Tatsächlich stammten die Mädchen aus guten Familien, und sie waren von der Stadt ans Flussufer gekommen, um sich dort zu reinigen und gewisse Opferriten auszuführen, die bei Erreichen der Geschlechtsreife für sie verpflichtend waren. Das hätten wir auch an den farbigen Bändern erkennen können, die sie zur Warnung an die Uferbüsche gehängt hatten. Aber wer von uns kannte sich schon in den geheimen Bräuchen junger Mädchen aus?

Vielleicht hätten die Mädchen all dies auch geheim gehalten, um ihren guten Ruf zu wahren, aber sie hatten eine Priesterin bei sich, und diese Frau, die ihr Amt sehr ernst nahm, glaubte, wir hätten uns absichtlich einer solchen Entehrung schuldig gemacht. So zog mein Einfall einen fürchterlichen Skandal nach sich. Es wurde sogar gefordert, wir müssten als Wiedergutmachung die Mädchen heiraten, denn dadurch, dass wir ihre geheime Opferzeremonie gerade im wichtigsten Augenblick gestört hatten, hätten wir ihre Keuschheit gröblichst verletzt. Zum Glück trug aber noch keiner von uns die Mannestoga.

Mein Lehrer Timaios war über den Vorfall so erbost, dass er mich mit dem Stock traktierte, obwohl er ein Sklave war. Barbus entwand ihm den Stock mit Gewalt und riet mir, aus der Stadt zu fliehen. Da er abergläubisch war, fürchtete er auch die Götter Syriens. Timaios fürchtete die Götter nicht, weil sie für ihn nur Symbole waren, jedoch war er der Meinung, mein Verhalten habe ihm als meinem Lehrer Schande bereitet. Am

schlimmsten war, dass sich die Sache nicht vor meinem Vater geheim halten ließ.

Ich war unverständlich und zugleich sensibel. Als ich sah, wie entsetzt und empört die anderen waren, begann ich meine Tat für schlimmer zu halten, als sie tatsächlich gewesen war. Timaios hätte als alter Mann und Stoiker seine Gemütsruhe bewahren sollen und mir bei diesem Schicksalsschlag eher mit aufmunternden Worten zur Seite stehen müssen als meine Niedergeschlagenheit noch anzustacheln. Doch nun zeigte er seinen wahren Charakter und ließ mich seine ganze Verbitterung spüren, als er sagte:

»Was glaubst du eigentlich, wer du bist, du aufgeblasener und widerwärtiger Nichtsnutz? Zu Recht gab dir dein Vater den Namen Minutus – Unbedeutender. Deine Mutter war nur ein leichtfertiges griechisches Mädchen, eine Tänzerin, ja, schlimmer noch, vielleicht gar eine Sklavin. So weit zu deiner Abstammung. Ganz nach Recht und Gesetz und nicht aus Willkür hat Kaiser Gaius

den Namen deines Vaters aus der Liste der Ritter gestrichen, denn der wurde zur Zeit des Statthalters Pontius Pilatus aus Judäa verbannt, weil er sich in das abergläubische Treiben der Juden hineinziehen ließ. Er ist ja nicht einmal ein echter Manilius, sondern nur ein adoptierter Manilianus. In Rom hat er sich sein Vermögen mithilfe eines schändlichen Testaments erschlichen und war in einen Skandal mit einer verheirateten Frau verwickelt, sodass er nie wieder dorthin zurückkehren kann. Du bist also ein Nichts und wirst immer nur noch nichtswürdiger, du verdorbener Sohn eines habgierigen Vaters!«

Er hätte noch weiter in diesem Ton gesprochen, wenn ich ihm nicht ins Gesicht geschlagen hätte. Darüber war ich allerdings sogleich selbst entsetzt, denn ein Schüler darf seinen Lehrer einfach nicht schlagen, auch wenn dieser ein Sklave ist. Aber er hatte mich zuerst mit dem Stock malträtiert, und ich konnte ihm nicht erlauben, das Andenken meiner Mutter zu entehren, auch wenn ich sie nie gekannt hatte. Und was er über meinen

Vater gesagt hatte, so glaubte ich, er würde lügen, weil er einen Groll gegen ihn hegte.

Timaios wischte sich zufrieden das Blut von den Lippen, lächelte maliziös und sagte: »Danke, mein lieber Minutus, für diesen Hinweis. Aus Krummem wächst nichts Gerades und aus Niedrigem nichts Edles. Was deinen Vater betrifft, so wisse auch, dass er heimlich mit den Juden Blut trinkt und in seinem Gemach den Becher der Fortuna verehrt. Sonst könnte er nicht so erfolgreich sein und so reich werden, und das ohne eigenes Verdienst. Ich aber habe genug von ihm und von dir und von dieser ganzen ruhelosen Welt, in der die Falschheit über das Recht triumphiert und die Weisheit an der Türschwelle sitzen muss, während die Frechheit Feste feiert.«

Doch ich achtete nicht mehr auf seine Worte, denn ich hatte in meiner eigenen Not genug Dinge, die jetzt zu bedenken waren. Mich beherrschte nur der blinde Wille, mit irgendeiner kühnen Tat zu beweisen, dass ich eben nicht un-

bedeutend war. Auf diese Weise wollte ich meine Untat wiedergutmachen. Zusammen mit meinen Eidbrüdern erinnerte ich mich an die Kunde von einem Löwen, der eine halbe Tagesreise von der Stadt entfernt Viehherden gerissen hatte und den zu fangen man gerade Vorkehrungen traf. Es geschah selten, dass sich ein Löwe so nahe an eine Großstadt wagte, und er war das große Gesprächsthema in Antiochia. Ich dachte, wenn ich zusammen mit meinen Kameraden jenen Löwen lebendig einfinge und wir ihn dem Amphitheater der Stadt schenken würden, könnten wir dadurch nicht nur unsere Tat ungeschehen machen, sondern auch großen Ruhm ernten.

Dieser Gedanke war so absurd, wie ihn nur die Verzweiflung einem fünfzehnjährigen Jüngling eingeben konnte, der sich in seinem Innersten zutiefst verletzt fühlte. Das Verrückteste aber war, dass Barbus am Abend jenes Tages völlig betrunken war und den Plan sofort für großartig erklärte. Ihn abzulehnen wäre für ihn, der uns so viel von seinen Heldentaten erzählt hatte, auch schwierig